GUTER OSTEN BÖSER OSTEN

Herausgegeben von
Patrik Schwarz

bpb: Bundeszentrale für politische Bildung

DIE ZEIT

GUTER OSTEN BÖSER OSTEN

Herausgegeben von
Patrik Schwarz

Dieses Buch ist Hildegard Bremer (1954 – 2018) gewidmet.

Impressum

Bonn 2019
© Bundeszentrale für politische Bildung/bpb
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Bestellungen: www.bpb.de/shop > shop
Bestellnummer: 3948
ISBN: 978-3-8389-7192-6
Redaktionsschluss: August 2019

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch unser weiteres Print- sowie unser Online- und Veranstaltungsangebot. Dort finden sich weiterführende, ergänzende wie kontroverse Standpunkte zum Thema dieser Publikation.

Herausgeber: Patrik Schwarz, DIE ZEIT
Projektleitung: Hildegard Bremer, bpb
Benjamin Weiß, bpb
Melanie Podgornik, Zeitverlag

Bildredaktion: Beate Weingartner, Berlin
Textredaktion: Anne Hähnig, DIE ZEIT
Lektorat und Marginalspaltentexte: Yvonne Paris, Bad Neuenahr
Redaktionelle Mitarbeit und Projektassistenz: Laura Gerken, bpb
August Modersohn, DIE ZEIT

Grafische Konzeption und Umsetzung:
Jonas Cleve, Bianca Gorny, Anika Takagi,
Leitwerk. Büro für Kommunikation, Köln, www.leitwerk.com

Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

Umschlagabbildung vorne: Chemnitz, 27. August 2018: Nach dem tödlichen Messerangriff auf einen Deutschen am Tag zuvor treffen im Zentrum Anhänger der rechten Bürgerbewegung „Pro Chemnitz“ und Unterstützer des Bündnisses „Chemnitz nazifrei“ bei zwei Demonstrationen aufeinander.

Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn
Tel. +49 (0)228 99515-0
www.bpb.de

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG
Helmut-Schmidt-Haus, Buceriusstraße, Eingang Speersort 1
20095 Hamburg
Tel. +49 (0)40 3280-0
www.zeit.de

Abkürzungsverzeichnis

ADN	Allgemeiner Deutscher Nachrichtendienst, staatliche Nachrichtenagentur der DDR
BND	Bundesnachrichtendienst
FDJ	Freie Deutsche Jugend, Massenorganisation für Jugendliche in der DDR
IM	Inoffizieller Mitarbeiter des MfS der DDR
LPG	Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft zur gemeinschaftlichen agrarischen Produktion in der DDR
MfS	Ministerium für Staatssicherheit, Geheimpolizei und Inlands- und Auslandsgeheimdienst der DDR
ND	*Neues Deutschland,* früheres SED-Zentralorgan
NPD	Nationaldemokratische Partei Deutschlands, 1964 in Hannover gegründet, wird vom Verfassungsschutz als verfassungsfeindlich eingestuft
NSU	Nationalsozialistischer Untergrund, rechtsterroristische Tätergruppe, die zwischen 2000 und 2007 u. a. Mordanschläge und Morde an zehn Menschen in deutschen Städten beging
NVA	Nationale Volksarmee, militärisches Organ der DDR
PDS	Partei des demokratischen Sozialismus. 1989 zunächst unter dem Namen SED-PDS, die rechtlich die SED fortsetzte
RAF	Rote Armee Fraktion, terroristische linksextremistische Vereinigung, 1968 in der BRD von Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Ulrike Meinhof gegründet
SBZ	Sowjetische Besatzungszone (Sowjetzone, Ostzone), eine der vier Besatzungszonen in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, Staatspartei der DDR, 1946 in der SBZ Deutschlands aus einer überwiegend zwangsweisen Vereinigung von KPD und (Ost-)SPD hervorgegangen
ZK	Zentralkomitee, oberstes Entscheidungsgremium der SED
VEB	Volkseigener Betrieb, Rechtsform von Betrieben in der DDR

Der Herausgeber

Foto: Wolfgang Borrs © DIE ZEIT

Patrik Schwarz ist Herausgeber der *ZEIT im Osten*. Er hat die Länder-Ausgabe der Wochenzeitung zusammen mit den Büroleitern in Dresden (Stefan Schirmer, 2009–2016) und Leipzig (Martin Machowecz, seit 2016) aufgebaut. Als Geschäftsführender Redakteur der *ZEIT* verantwortet Schwarz vier weitere Ausgaben, die *ZEIT:Schweiz* und *ZEIT:Österreich* sowie die *ZEIT:Hamburg* und *Christ & Welt*. Geboren 1970 in Tübingen, lebt er in einer Ost-West-Ehe. Der Stand der deutschen Einheit sorgt regelmäßig für Kontroversen mit seinen zwei Töchtern.

INHALT

6 / Guter Osten, böser Osten:
Wozu dieses Buch gut ist

12 / Warum der neue Ost-West-Konflikt
in den Familien beginnt

68 / Warum Frauen stark und
Männer weich sind

110 / Alte Wunden, neue Fragen –
wie das Damals heute wirkt

184 / Warum hier die Wut von AfD
und Pegida gedeiht

280 / Wie den Rechtspopulisten
beizukommen ist

322 / Was Künstler am Osten reizt

390 / Wird der Osten anders bleiben?

494 / Bildnachweis

Patrik Schwarz — Juli 2019

GUTER OSTEN, BÖSER OSTEN: WOZU DIESES BUCH GUT IST

Guter Osten, böser Osten? Allein dieser Titel ist eine Zumutung, so wie dieses Buch eine Zumutung sein will, eine Zumutung zunächst für einen Westen Deutschlands, der es sich bequem macht in einer Selbsttäuschung: Das böse Deutschland, das ist frühestens seit Rostock-Lichtenhagen und spätestens seit Clausnitz und Chemnitz wieder „da drüben", weit weg von den behaglichen Zonen des Wohlstands, der Ökologie und der Toleranz. Dieser Westen ist oft und immer noch blind für einen Osten der vielen Seiten, Stimmen und Gesichter: einen Osten, in dem Künstlerinnen und Künstler sich anders an der Wirklichkeit reiben, Studentinnen und Studenten ihre Lebensweise nicht vorgefertigt finden von Generationen ihrer Vorgänger, in dem die Geschlechterverhältnisse seit je ein wenig anders sind, in dem Wirtschaft und Politik neue Wege gehen müssen, einfach weil es alte nicht gibt. Die Wirklichkeit des „guten" Ostens überfordert bis heute manche Westler, die sich fühlen – und verhalten –, als sei ihnen da ein seltsames Land fremder Sitten und Gebräuche zugewachsen.

Die Rede vom „bösen" Osten wiederum ist eine Zumutung für einen Osten, der sich manchmal allzu leichtfertig als das Land der Guten begreift, in dem Herz und frohe Nachbarschaft gedeihen, in dem man die Invasion der Versicherungsvertreter, Bankrotteure und Treuhand-Schurken überstanden hat, um jetzt „sein Ding" zu machen, politisch ein wenig traditioneller vielleicht, aber mit Fleiß und Erfindergeist, mit Gründerkrediten und Start-up-Kultur.

Ein Buch der Zumutungen erwartet beide Seiten, so wie seine Macher, die Leipziger Redaktion der *ZEIT*, mit ihren wöchentlichen Seiten „ZEIT im Osten" und ihren Korrespondenten-Berichten für die bundesweite *ZEIT*-Ausgabe die Leserinnen und Leser zu Anteilnahme und Widerspruch reizen. Ein Jahrzehnt lang währt nun das einzigartige Unterfangen einer Alltags- und Gesellschaftsvermessung dieses aufregenden, widersprüchlichen, vor allem aber rasant sich wandelnden Teils Deutschlands. Ins Leben gerufen zum 20-jährigen Jubiläum des Mauerfalls 2009, begleitet die *ZEIT im Osten* nun 30 Jahre Mauerfall und 30 Jahre deutsche Einheit. Dieses Buch spiegelt damit Erlebnisse und Erkenntnisse wider von Ostdeutschen, die sich nicht länger verstecken wollen und von Westdeutschen, die nicht länger ignorant bleiben wollen. Es ist ein Buch der Einheit aus der Vielfalt.

Das aber erfordert einen viel genaueren Blick aufeinander, als ihn viele westdominierte Leitmedien liefern. Und es erfordert andererseits eine erweiterte Perspektive, als sie manchmal durch eine allein lokale Sichtweise vor Ort gewonnen werden kann. Diesen Stereoblick aus Weitwinkel und Nahaufnahme versucht das *ZEIT*-Team um Büroleiter Martin Machowecz und seine Stellvertreterin Anne Hähnig von Leipzig-Plagwitz aus, unweit der Alten Baumwollspinnerei mit ihren Künstlerateliers und Coworking-Spaces. Und nie war die Nah- wie die Fernsicht auf die fünf neuen Länder wichtiger: Wenn dieses Land *ein* Land bleiben soll, wenn sich nicht neue Klüfte zwischen Ost und West auftun sollen, dann dürfen Ignoranz und Vorurteile übereinander keinen Raum haben.

Dass die Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) mit ihrem Präsidenten Thomas Krüger dieses Anliegen in einzigartiger Weise gefördert hat und hinaus ins Land trägt – in Schulen und Universitäten, in Bibliotheken und Diskussionsforen, in Fernsehstudios und an Infostände – hilft, Deutschland Ost und Deutschland West wieder miteinander ins Gespräch zu bringen, im Jahr 30 nach der deutschen Einheit. Die *ZEIT* freut sich über diese Kooperation besonders, weil die bpb über die vergangenen 20 Jahre zu einer der genuinen Ost-West-Institutionen des Landes geworden ist – vielleicht ja auch, weil sie zu den wenigen staatlichen Einrichtungen gehört, die schon über lange Zeit von Ostdeutschen geführt werden.

Der friedvolle Streit um die Sache, die freudvolle Schlacht der Argumente setzt Thesen voraus, an denen sich die Selbstgewissheitsritter aller Richtungen reiben können. Zum Auftakt dieses Buches daher sieben Thesen zum Stand der deutschen Einheit, die das Buch auf vielfältige Weise aufgreift und ausbreitet.

1.
Der Osten ist noch lange nicht vergangen, er hat gerade angefangen.

Nach 30 Jahren deutscher Einheit ist Deutschland ein verwandeltes Land – es ist als Ganzes anders geworden, aber auch in seinen beiden Teilen. Nicht, weil Deutschland stehen geblieben wäre, sind wir also ein Land in zwei Welten, sondern eben weil es sich seit 30 Jahren weiterentwickelt. Das Tempo des Wandels aber ist im Osten wilder, schneller und lebhafter als im Westen, für den sich seit 1990 ebenfalls manches, gewiss aber nicht alles geändert hat. Den Osten gibt es also bis heute, weil es ihn immer wieder neu gibt.

Damit aber ist der Osten in sich längst widersprüchlicher, als er es je war in den drei Jahrzehnten seit dem Mauerfall: fortschrittlicher und rückschrittlicher zugleich, zukunftsweisender und gegenwartsvergessener – besser und böser, als er es manchmal selber wahrhaben will.

Davon handelt dieses Buch, denn es ist so dringlich wie reizvoll, den Osten in seiner Tiefenschärfe auszuloten, in seinen Kontrasten sichtbar zu machen, vor allem aber: die Vielfalt der Stimmen zu versammeln, die heute wieder darüber nachdenken und streiten, was ihn immer neu und immer anders ausmacht.

2.
Die Ossis sind die wahren Deutschen.

Zu den biografischen Erfahrungen des Alltagslebens Ost, die Westdeutsche stets frisch überraschen, gehört die Selbstverständlichkeit, mit der Ostdeutsche in zwei Welten leben:

Jeder Ossi ist auch Wessi – aber kaum ein Wessi auch Ossi.

Wie einer spricht, was er sagt, worauf er im Gespräch rekurriert, das hängt für die meisten Ostdeutschen auch davon ab, ob sie im Raum Westdeutsche vermuten – oder sich selber im Westen aufhalten, wohin mehrere Millionen seit 1990 gezogen sind. Dass man seinen Heimatdialekt lieber etwas herunterfährt jenseits des eigenen Landstrichs, ist eine Erfahrung, die auch Schwaben, Hessen oder Bayern machen, wenn sie in Hamburg oder Köln leben. Doch wer sich als „Dialekt-Sachse“ zu erkennen gibt (und in den Ohren vieler Wessis, ist alles Sächsisch, was für sie ostdeutsch klingt), erlebt Blicke und Vorurteile anderer Art, als sie etwa dem Bayern entgegenschlagen.

Doch auch in einem viel umfassenderen Sinne leben Ostdeutsche gleichzeitig ein Leben als Westdeutsche, Angela Merkel ist dafür ein sichtbares Beispiel: Sie spricht über westdeutsche Geschichte – vom Marshallplan für die Bundesrepublik über die Studentenproteste 1968 bis zur Anti-AKW-Bewegung der Achtzigerjahre – so selbstverständlich, als sei es auch ihre Geschichte, schließlich ist sie die Bundeskanzlerin, dabei hat sie nichts davon unmittelbar selber erlebt. So tun es inzwischen die meisten Ostdeutschen, schließlich sind sie nun alle Deutsche, auch ihnen „gehört“ die westdeutsche Geschichte, sie fühlen sich ihr zugehörig.

Hingegen: Welcher Westdeutsche spricht und empfindet so für die Vergangenheit Ost? Für das 11. Plenum der Kulturzensur 1965? Die Weltjugendfestspiele 1973? Die Biermann-Ausbürgerung 1976? Oder die Besetzung der Prager Botschaft 1989? Und wie ist es um das Nachwende-Wissen vieler Wessis bestellt: Wie heißt die Hauptdarstellerin aus *Good Bye, Lenin?* Wer war der Nachfolger von Kurt Biedenkopf als Ministerpräsident von Sachsen? Und, Hand aufs Herz, wer war schon mal in Erfurt, Gera oder auch bloß Potsdam?

Der Osten ist im Westen mehr zu Hause als umgekehrt – und dass der Westen diese Schieflage als normal empfindet, macht die Sache nicht besser. Wenn also der Maßstab für den wahren Deutschen die Frage ist, wer in der deutschen Einheit angekommen ist, liegen die Ostler weit vor den Westlern.

3.
Wer vom bösen Osten schweigt, braucht vom guten Osten erst gar nicht zu reden.

Der Rassismus im Alltag, die latente oder ausgelebte Gewaltbereitschaft, die halbherzige Verbundenheit mit demokratischen Grundwerten, die Eilfertigkeit in der Verdammnis angeblicher Eliten – all das, was in den letzten Jahren das mediale Bild des Ostens dominiert hat, ist real.

Wie Martin Machowecz in seinem Text „Pegida und ich“ eindrücklich beschreibt, gab es im Osten eine Erzählung von Aufbruch und Zuversicht, spätestens ab dem Jahr 2000, in welcher die dunklen Seiten kaum Platz hatten. Der Osten, ein Abenteuerspielplatz – so lautete die gedankliche Überschrift über einer allenfalls leicht aufgerauten, jugendlicheren Version des Märchens von den „blühenden Landschaften“.

Sich den schonungslosen Blick in die Abgründe der immer noch zerklüfteten ostdeutschen Gesellschaft nicht zu ersparen, das war ein Lernschritt, den auch eine Redaktion von Ost-Enthusiasten erst machen musste. Der Schrecken, der nach der Aufdeckung der Zwickauer Terrorzelle NSU offenbar wurde, war heilsam: Es waren eben nicht bloß Verfassungsschutzämter und mancher Ministerpräsident, die ihre Augen vor dem Ausmaß rechter Gewalt und Gewaltbereitschaft verschlossen hatten. Gerade weil Nationalismus und Radikalismus seit den frühen Neunzigerjahren schon ein fatal-selbstverständlicher Teil des Lebens in Ostdeutschland sind, war der Blick vieler Beobachter trübe oder gleichgültig geworden. Doch spätestens der Aufstieg von Pegida und AfD dürfte auch noch dem Letzten die Augen geöffnet haben: Der gute Osten ist noch auf lange Zeit nicht zu haben ohne den bösen.

Wer aber über den bösen Osten den guten nicht sieht, der leistet wiederum der Selbsttäuschung des Westens Vorschub: dass böse bloß die anderen seien. Für die Erkenntnis, dass der Populismus schon lange nicht mehr nur ein Dresdner oder Rostocker Phänomen ist, genügt ein Blick in die Landtage in Stuttgart oder Mainz.

4.
Der Osten ist ein Frontstaat der Globalisierung.

Was geht uns das alles an? Dem Desinteresse des Westens an den Geschehnissen ostwärts lag ein Missverständnis zugrunde, das die Zeitgeschichte seit 1990 eindrücklich korrigiert hat: dass man es bei der Ex-DDR mit einer Sonderzone des Weltgeschehens zu tun habe, deren Bedeutung weder über die innerdeutsche Grenze hinausweise noch von Dauer sein werde. Inzwischen aber hat sich gezeigt, dass der deutsche Osten nicht weniger ist als ein Frontstaat der Globalisierung: Was hier zuerst geschieht, erreicht uns alle, manches früher, manches später.

Pendler, Patchwork, Populismus sind drei solcher Phänomene, die im Osten früher und umfassender zu beobachten waren, ehe sie auch den Westen erreichten. Die ökonomisch umgepflügte Wirtschaft nach dem Scheitern des Sozialismus verwandelte ein Land der Eingesperrten zu einer Gesellschaft in Bewegung: Die Menschen zogen der Arbeit nach, die es überwiegend im Westen gab. So kam es nicht bloß zu einer millionenfachen Binnenmigration Richtung Westen, die erst in den letzten Jahren begonnen hat, sich umzukehren. Selbst wer daheimblieb, nahm mit einiger Selbstverständlichkeit Pendelwege zum Arbeitsplatz auf sich, die sich auf Hunderte von Kilometern Tagesleistung belaufen konnten. Aus Familien wurden Pendlergemeinschaften. Prekäre Arbeitsverhältnisse kamen hinzu sowie Verzicht auf Tarifbindung und dauerhafte Absicherung, wie sie das westdeutsche Wirtschaftswachstum in Jahrzehnten herausgebildet hatte. Dass globalisierte Gesellschaften oft erzwungenermaßen mobiler sind, geografisch wie sozial, gilt inzwischen auch für den Westen und über Deutschland hinaus. Im Osten aber war es sehr frühzeitig zu beobachten, mit allen sozialen Folgen, die die Zentrifugalkräfte des Kapitalismus haben: etwa den Zerfall von Landstrichen, aber auch des familiären Zusammenhalts.

Ob der wirtschaftliche Druck zugleich die Tendenz zu Patchworkfamilien verstärkt hat, bleibt sozialwissenschaftlich noch zu untersuchen. Die Zahl der Kinder, die in Beziehungen außerhalb staatlich geschlossener Ehen geboren werden, ist in den fünf neuen Ländern jedenfalls beträchtlich. Schließlich war Familienpatchwork bereits zu DDR-Zeiten ausgeprägt, angesichts höherer Scheidungsraten, geringerer Kirchenbindung und der verbreiteten ökonomischen Selbstständigkeit berufstätiger Frauen. Was im Westen an alternativen Familienformen erst langsam in der Breite ankommt, seit auch dort Traditionsbezüge lockerer werden – im Osten war es schon lange Normalität. Die Globalisierung der Familie hin zu größerer Vielfalt ist hier früh zu beobachten gewesen.

Erst das Aufkommen des Populismus im letzten Jahrzehnt aber hat den Frontstaat-Charakter der fünf neuen Länder endgültig deutlich gemacht. Wer den Aufstieg von Pegida und AfD zu Beginn für eine regionale Besonderheit abgehängter Frust-Sachsen gehalten hatte, musste diese Sicht bald korrigieren. Die „Gesellschaft des Zorns", von der die Wissenschaftlerin Cornelia Koppetsch mit Blick auf „Rechtspopulismus im globalen Zeitalter" spricht, ist im Frankreich von Marine Le Pen genauso anzutreffen wie im Brexit-Britannien und in Trumps radikalisierten Staaten von Amerika.

Die kulturell entwurzelte, ökonomisch durchgerüttelte, politisch heterogene Gesellschaft des Ostens hat früher als ein in sich gefestigter, aber auch vielfach saturierter Nachwende-Westen den Rahmen des demokratischen Gewohnten gesprengt. Ob darum der Osten auch die aussichtsreicheren Rezepte im Kampf mit den Populisten von links wie rechts liefert, auch damit befasst sich dieses Buch.

5. Den Osten gibt es noch in 100 Jahren?

Zu den überraschendsten Diagnosen eines Politikers in diesem Buch gehört die Prophezeiung des Ministerpräsidenten von Sachsen-Anhalt, den Osten werde es noch in 100 Jahren geben. Expertinnen und Experten diskutieren diese These im Schlusskapitel durchaus kontrovers, entlang von Kriterien wie Wirtschaftswachstum, Kapitalverteilung und Demografie. Für die eigene Vorstellung reizvoller ist aber vielleicht die Frage: Wie muss man sich dieses Deutschland in der Zweiheit wohl vorstellen, mehr als 100 Jahre nach dem Mauerfall?

Vielleicht hilft ein Blick in die USA, wo Nord- und Südstaaten bis heute vielfältige Unterschiede aufweisen, weil sich Ungleichheiten politisch, gesellschaftlich und kulturell über die Generationen tradiert haben.

Auch wenn die 40 Jahre Kalter Krieg zwischen BRD und DDR nicht mit den fünf Jahren des amerikanischen Bürgerkriegs zu vergleichen sind, ist doch bemerkenswert, wie markant in den USA die Nord-Süd-Differenz auch 150 Jahre später noch ausgeprägt ist. Dabei sind die gegenseitigen Klischees kulturell gar nicht so anders codiert, als man es aus Deutschland Ost und West kennt: Der Norden sieht sich als wirtschaftlich überlegener, demokratisch gefestigter Sieger der Geschichte von damals, während ihm vonseiten der Südstaaten nachgetragen wird, mit merkantilem Raubrittertum die Gutherzigkeit einer wirtschaftlich schwächeren Region ausgenutzt zu haben.

Und die USA sind in ihrer fortbestehenden Zweiteilung kein Einzelfall. Auch Italien kennt einen starken Nord-Süd-Kontrast, der inzwischen ebenfalls politisch aufgeladen ist. Wenn eine solche Realität auch für ein Deutschland der Zukunft denkbar scheint, reicht es vielleicht nicht, politisch die Augen vor den Folgen zu verschließen und auf ein simplistisches Verständnis von deutscher Einheit zu setzen.

6. Normal ist nicht die Einheit, normal ist die dynamische Zweiheit.

Politisch wie mental befreit sich der Osten erst langsam und unter Schmerzen von einem Irrtum, der wie eine Fehlstellung der Hüfte nach der Geburt der neuen Länder 1990 den aufrechten Gang behindert hat: dass der Gradmesser für seinen Fortschritt die Anpassung an den Westen sei. Aus dieser Perspektive einer selbst definierten Minderwertigkeit ist es nicht weit bis zu Komplexen und Defekten des Eigenwert-Empfindens. Insbesondere in den Neunzigerjahren haben diese Haltungsschäden oftmals die Ausprägung eigener Herangehensweisen verzögert oder behindert, im schlimmsten Fall in der Form der Vorstellung, wenn ein Lösungsweg, ein Modell, auch eine Führungskraft nicht aus dem Westen komme, dann seien sie nichts wert.

Auch hier hilft der Blick über den deutschen Tellerrand: Wenn die Globalisierung das Kriterium ist, sind oftmals die Wessis die Abgehängten, nicht die Ossis. Dafür allerdings reicht nicht der Blick auf die Daheimgebliebenen, etwa wenn es um Internationalität, Unternehmergeist oder die beschriebene soziale Mobilität geht. Dann man muss schon die mehreren Millionen Ost-West-Wanderer dazuzählen, die mit ihrem persönlichen Aufbruch, auch Auf-

stieg, nicht erst warten wollten, bis der Rest ihrer Heimat nachzieht. Dieser Braindrain, der auch eine Generationenlücke hinterlassen hat, ist ohne Zweifel der tiefgreifendste Schaden, den die dramatischen Neunzigerjahre der Umpflügung eines ganzen früheren Staates hinterlassen haben.

Umso bemerkenswerter ist die Tendenz, dass drei Jahrzehnte nach dem Exodus Ost der stete Strom der Heimkehrer, den es parallel immer gab, inzwischen an Stärke so weit angeschwollen ist, dass die demografische Zukunft zumindest wieder offen ist.

Damit aber befreit sich auch die Politik der ostdeutschen Landesregierungen allmählich von einem verfehlten Zwang zur West-Orientierung. So wenig die Größenverhältnisse der Landtagsfraktionen in Erfurt oder Magdeburg denen in München oder Düsseldorf entsprechen, so wenig tun es die Koalitionen, von Schwarz-Rot-Grün bis Rot-Rot-Grün. Nicht jeder dieser Wege muss wegweisend sein, aber sie zeigen auch symbolisch eine Eigengesetzlichkeit und Eigenberechtigung ostdeutscher Entscheidungen. Damit relativiert sich die Normalisierungsthese der Neunzigerjahre einmal mehr: Normal ist nicht eine schematische Einheit von Ost und West, normal ist künftig womöglich eine dynamische Zweiheit der Wege. Nicht der Westen ist damit der Maßstab für Erfolg, die Welt ist es – und wie man gut in ihr zurechtkommt.

7. Wer aber soll das sein, der Ossi der Zukunft?

Je weiter DDR und Mauerfall in den historischen Hintergrund rücken, umso offenkundiger stellt sich die Frage, wer denn überhaupt noch Ostler ist und wie man das bestimmen will. Seit mit neuem Eifer über die Notwendigkeit einer Ost-Quote für öffentliche Ämter wie Richter und Uni-Professoren, aber auch für Abteilungsleiter in Landesministerien, ja sogar Ministerposten gestritten wird, gewinnt die Frage neue Relevanz. Einerseits erscheint es unhaltbar, dass nach 30 Jahren demokratischer Juristenausbildung Ostdeutschland von knapp 600 Richtern immer noch rund 500 westdeutschen Ursprungs sind. Will man andererseits aber einem gebürtigen Böblinger oder Biberacher verwehren, Amtsrichter in Cottbus zu werden, bloß weil er Schwäbisch spricht?

Vielleicht gehört ja dem „Wossi“ die Zukunft – und vielleicht gibt es Wossis künftig in zweierlei Ausfertigung: Da ist der Westler, der sich irgendwann zwischen 1990 und 2019 in Meißen, Greifswald, Potsdam oder Gera niedergelassen hat und seitdem den Osten mit etwas anderen Augen sieht – aber eben auch den Westen. Und dann ist da der Ostler, der seine Erfahrungen mit der anderen Seite gemacht hat und den trotzdem genug mit der Heimat seiner Kindheit verbindet, als dass sie ihm nicht dauerhaft egal ist, und der seine Zukunft in der Nähe seiner Wurzeln verbringen will, sei es als Dagebliebener, als Rückkehrer oder als Ost-West-Pendler.

Was den Ostler der Zukunft damit ausmachen würde, wäre also nicht Herkunft oder Geburtsort, sondern Zugehörigkeit: Ostler wird, wer mit dem Osten fühlt und ihm die Stange hält. Es wäre, mit anderen Worten, ein fast amerikanisches Verständnis davon, Ossi zu sein. Mit einem Satz: Ostler ist man nicht, Ostler wird man.

Der Osten repräsentiert dabei eine Avantgarde des Guten wie des Bösen – und die Ostdeutschen sind eine Art Wahrnehmungspioniere: Frühzeitig reagieren sie auf gesellschaftliche Tendenzen, die anderswo noch lange nicht so sichtbar sind.

Dieses Buch erzählt damit von einer neuen Vielfalt und einem anderen Selbstbewusstsein des Ostens, nicht allein ob seiner Leistungen, sondern auch infolge einer gereiften Identität, sich weder verstecken noch entschuldigen zu wollen für die eigenen Wege, die Irrwege eingeschlossen.

Es ist aber auch ein Buch wider die Tarnung der Ignoranz mit Klischees, eine Neigung, die in Ost wie West zu finden ist, wenn auch im Westen womöglich etwas häufiger.

Klarer aber noch als vor zehn Jahren, als die *ZEIT im Osten* ihr besonderes Projekt begann, ist heute: 30 Jahre nach dem Mauerfall haben Ost wie West gewonnen – nicht zuletzt eine größere Freiheit im Blick aufeinander und eine neue Notwendigkeit, einander anzusehen.